

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 154.

Mittwoch, 17. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschauer.

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich bin wirklich gespannt, was da los ist“, bemerkte Erika. „Nun, Ise wird es mir ja heute abend noch erzählen.“

„Heute abend? — Dann schlafen Sie sicher schon längst!“ scherzte Meribel.

„Oh, ich wache schon auf, wenn Ise heimkommt! Wir haben ja ein gemeinsames Schlafzimmer.“ Und weil sie nun grad einmal im Fahrwasser war, plauderte Erika von dem Nebenzimmer, das Ise demnächst beziehen wollte, um sie durch ihr spätes Heimkommen nicht immer stören zu müssen, das deshalb nicht wieder vermietet werden sollte und leer stand.

Mit Tassen und Tellern besetzt, meldeten sich die „Aushilfskellner“ zur Stelle.

Der Kaffeeschmaus begann. Die Worte der Kleinen kreisten Meribel durch den Kopf. — In ihr reifte ein Plan. —

Und als man später den Garten verließ, um zu einer Wanderung am Seegestade aufzubrechen, entnahm sie ihrer Handtasche unbemerkt ihren Inhalt und warf diesen in ein dichtverwildertes Gestrüpp.

Eine Stunde später — man hatte ein Boot ausgesiehen und war auf den See hinausgerudert —, merkte Meribel ihren „Verlust.“

Und wurde blaß vor Schreck. „Oh, das ist aber dumm! In der Tasche waren meine Wohnungsschlüssel. Wie komme ich denn jetzt herein?“

„In der Pension wird Ihnen doch jemand öffnen“, suchte sie Siegfried zu beruhigen, den heute kein Mißgeschick der Welt mehr in sonderliches Staunen zu versetzen mochte. Seine Stimmung hatte sich um nichts gebessert.

Meribel runzelte die Brauen. Begriff —

„In meiner Pension? — Wieso Pension? — Ich wohne doch bei meiner — bei meiner verheirateten Schwester. Und die ist verreist. Ich bin allein!“

Hübner erbot sich, in das Gartenlokal zurückzufahren, um dort nach dem Vermissten zu fahnden — ein Vorschlag, der bei den anderen keinen Beifall erntete. Man fürchtete, daß dieser Sonntag zu viele „Kinder“ ans Werk gesandt hätte.

„Bitte, bemühen Sie sich doch nicht“, wehrte Meribel in liebenswürdiger Bescheidenheit. „Schließlich muß es auch so gehen! — Morgen früh bestelle ich einen Schlosser und heute — werde ich schon in einem Hotel unterkommen.“

Erika war von der wohlherzogenen Schlichtheit ihrer vom Unglück betroffenen Begleiterin gerührt und mühte sich, nicht zurückzustehen.

„Unsinn? Warum denn ein Hotelzimmer suchen? — Übernachten Sie doch bei uns! — Das Zimmer ist ja zufällig frei.“

Meribel dankte herzlich.

„Der Zufall ist meist ein Retter aus der Not. Hoffentlich wird Ihnen mein Besuch keine allzu großen Umstände — oder Unannehmlichkeiten bereiten!“

Erika saß noch eine Weile beim Radio — nachdem sich ihr Gast, mit großer Müdigkeit entschuldigend, zurückgezogen hatte, und wartete auf die Heimkunft der Schwester.

Eine Viertelstunde — eine halbe Stunde. Dann fielen ihr die Augen zu. Die Frühlingsluft lag schwer in Blut und Gliedern. Der Aufenthalt im Freien hatte auch sie müde gemacht. Todmüde.

Sie begab sich zu Bett, ließ aber die kleine Nachtlampfen brennen und nahm ein Buch zur Hand, um wachzubleiben.

Doch allmählich begannen die Buchstaben auf dem Papier zu flimmern und ineinanderzugleiten und verloren Sinn und Bedeutung dabei, die Lider hoben sich nur noch um einen winzigen Spalt und dann gar nicht mehr. Bleierne Mattigkeit siegte über guten Willen, Schwesterliche Fürsorglichkeit und gespannte Neugier.

Im Halbschlummer hörte sie später Ise heimkommen, die zum Bersten vollgeproßt mit der Sensation ihres ersten großen Erfolges ins Schlafzimmer stürmte:

„Denk nur, Erika, sie ist es! Die Pensionsinhaberin kann sich an die Narbe erinnern! Das hätte ich also glücklich herausgetüftelt!“

Mit rührender Mühe versuchte Erika die widerstrebenden Lider zu öffnen. — Hinter einem dicken Vorhang verhallte die Stimme der Schwester. Vergebens strengte sie sich an, die einzelnen Worte aufzugreifen.

„Wie? Wer denn?“ murmelte sie mit unbeweglichen Lippen. „Das kannst du mir morgen erzählen — Ich bin — haaaaa — so müde —“

Und mach keinen Krach, es ist Besuch da — haaa —“

Meribel de Beste, die im Nebenzimmer an der Tür horchte, das Ohr ans Schlüsselloch gepreßt, krampfte die Hände um einen imaginären Hals, den sie schüttelte, erwürgte.

Ise aber horchte an dem Bettrand, streifte Schuh und Strümpfe ab, sagte noch:

„Na, schön, ich werde nicht stören! Nur, Erika, hörst du, wenn du zeitig aufwachen solltest, wecke mich. Ich muß morgen früh sehr zeitig heraus!“

Dann löschte sie die Lampe. Die Atemzüge wurden tiefer und ruhiger.

Meribel streckte sich angelleidet auf ihr Bett. Und grübelte — Man war ihr also auf der Fährte. Es war ratlos, Berlin so bald wie möglich zu verlassen. Ob sie ihre Brillanten von diesem Herrn Niese noch holen konnte? Ob man das Haus bewachte? Sie entwarf eine Möglichkeit, unerkannt, das Heiratsbüro aufzusuchen — Iwan Narewski würde ihr dabei helfen.

Als Erika am nächsten Morgen die Langschläferin im Gastzimmer an den Frühstückstisch bitten wollte, war die Besucherin zu ihrem Staunen verschwunden. Auch Ise hatte das Haus längst verlassen.

Schluß-Kapitel.

„Prima Ware! Süß und saftig! Pfund nur 35 Pfennige!“ verkündeten diese, schwungvolle Kreidebuchstaben über dem Obstkarren, der Montag morgens zum ersten Male vor dem Milchgeschäft und der „Bäckerei und Konditorei“ in der Altenturmstraße aufgebaut war.

Neben dem Wagen, auf einer umgetippten Holzkiste, hockte, die Arme über dem weiten, knöchellangen Rock und der verwaschenen Blaudruckschürze gekreuzt, ein dunkles Wolltuch unter dem Kinn verknötet, die Höferin.

Sie saß geduldig und ergeben hinter ihrer Apfelpyramide, scheinbar in die Betrachtung der rotwangigen Früchte versunken.

Hinter dem Apfelberg und dem Damm lag der Hauseingang von Nummer 33. Auch wenn sie einen Kunden bediente, behielt ihr Blick diese Richtung bei. Frau Kuliske, die sich auf dem Wege zum Wochenmarkt befand und von der Anpreisung der Kreideschrift angelockt worden war, konstatierte erfreut, daß die Händlerin noch ein paar Apfel in die Wage warf, trotzdem das bestellte Pfund schon überschritten war.

Die Obstfrau sah auf das Motorrad, das ein Herr in graugrünem Motordreh, eine Autokappe auf dem Kopf, und eine große Schutzbrille vor den Augen, in raschem Tempo in die Einfahrt der Nummer 33 hineinfuhr.

Dann nahm sie das Geld in Empfang und versank wieder in stille Beschaulichkeit.

Der Herr brachte das Rad in die Reparaturwerkstatt, gab dem blaubekittelten Mann, der mit Schwamm und Lappen an einem Kabriolett hantierte, den Auftrag, die Maschine nachzusehen, und verschwand schnell hinter der niedrigen, braunen Holztür, die den Hof mit dem Treppenhaus des Vorderflügels verband.

In seinem Zimmer, über dem Diplomaten des seligen Herrn Kuliske gebeugt, saß Siegfried Niese, damit beschäftigt, eine geordnete Übersicht über die Aufträge der letzten Woche und eine systematische Einteilung der Kunden zusammenzustellen, die er aus irgendwelchen Gründen heute auffuchen wollte, sollte oder mußte. Er pflegte diese Arbeit für gewöhnlich Sonnabendabend, als Abschluß seiner Wochentätigkeit, zu erledigen. Dieses Mal hatte ihn seine Exkursion ins Verbrecherland davon abgehalten.

Siegfried zog einen säuberlichen Tintenstrich unter die Zahlenreihen seiner Wareneingänge und Warenausgänge. Rechnete —

Er waren geringe, unbedeutende Zahlen, in denen Siegfried Niese sein Wochenverdienst überschlug. Und in den Rahmen dieser Ziffern spannte er sein altes, gleichförmiges und anspruchsloses Dasein wieder ein.

Ohne Herbeheit und Unzufriedenheit. Ohne törichte und vermessene Wünsche, Pläne und Hoffnungen. Mit einer ruhigen und harmonischen Gelassenheit.

Aber ihm ratterten wieder die Nähmaschinen, in der ersten Etage summte eintönig der Staubsauger, und aus der Einfahrt scholl Motorknattern, Pfeifen und Rufen der Arbeiter — der Alltag, die Arbeit hatte begonnen. (Schluß folgt.)

Pappel.

Sie flankt die langen Straßen, schmalgeredt, Wegweiser in die dämmerblaue Ferne. In Sonnenglanz und im Geleucht der Sterne, Scheint sie zu Wandersehnsucht aufgeweckt.

Doch nur Beschauer bleibt sie fremder Gast, Die hilverwechselnd ihr vorübergleitet, Und um sie her der Jahre Zug entschleitet, Leichtschwingend und gebeugt von dunkler Last.

Es ist, als ob zu ihren Füßen wallen Meerbanner noch wie einst, von Staub umklebt, Darüber heller Glanz der Fahnen schwebt.

Von Rädern, die sich hurtig vorwärtsrollen, Flattert ein Hauch der Weite, selbst im Schweigen Der Nacht rauscht Wanderwind den Pappelzweigen.

Heinrich Leis.

Der steinerne Nijo.

Von Wilhelm Heydrich.

Von den vielen hundert Göttergestalten des japanischen Buddhismus eine der liebenswürdigsten ist Nijo-sama, der Beschützer der Kinder. Alles Helle und Freundliche, was Phantasie und duldsame Lebensfreude erfinden können, ist in diesem garten und vornehmen Gott vereinigt.

Wer die Gestalt Nijo-samas verstehen will, muß das einzigartige Verhältnis kennen, in welchem das japanische Volk zu seiner Kinderwelt steht. Japan ist nicht nur das Land des Ahnenglaubens, weit unbedingter noch lebt es in seinem Kult des Werden. Kein anderes Volk hat so verschiedenartiges und entzückendes Kinderspielzeug erdacht. Kein anderes Volk übt eine so unerschütterliche Geduld im Verkehr mit Kindern. Es gibt ein Jahresfest der Knaben und ein Jahresfest der Mädchen. Selbst auf belebter Straße wird es niemanden einfallen, spielende Kinder zu stören. Und weiß ein Kind sich in der Verlegenheit nicht zu helfen, so ist gleich ein Dutzend freundlicher Helfer da.

Es gibt nichts Hübscheres, als das Treiben auf einem öffentlichen Spielplatz oder in einem Tempelgarten zu beobachten.

Diese japanischen Tempelgärten sind keine streng geschützten, feierlichen Anlagen. An schönen Tagen sind sie von einer frohlichen Menge erfüllt, die sich keinerlei Zwang antut. Man lacht, man schwatzt, man latscht. Zwischenbüscheln wirft man eine kleine Münze in den Sammelkasten vor einem Götterbilde, schlägt in die Hände und murmelt ein kurzes Gebet. Dann wendet man sich wieder der Unterhaltung zu.

Die Kinder spielen auf den Tempelstufen unter den schattigen Bäumen. Auch hier ist sich gelegentlich eines aus dem Rudel, wenn es einen besonders glatten und schönen Kiesel gefunden hat. Dieses Steinchen legt es vor seiner kleinen, weißen Götterstatue nieder und ahmt in ernsthafter Weise das Gebet der Erwachsenen nach.

Der verwiterte Steingott, zu dem die Kinder beten, ist der liebevolle Nijosama, dessen Bildnis in allen Tempelbezirken, auf allen Friedhöfen und auf allen Landstraßen zu finden ist. Denn er nimmt nicht nur die Kinder sondern auch die Wanderer in seinen friedlichen Schutz.

Nijo-sama ist der einzige exotische Gott, der in gewissem Sinne eine Ähnlichkeit mit der Christusgestalt besitzt. Seine Standbilder sind aus weißem oder hellgrauem Stein. Seine Gestalt ist klein, schmal und kindlich und wird von fließenden Gewändern umwallt. Sein Antlitz zeigt eine tiefe, schöne Ruhe und erhabene Milde. Wie entrückt scheint er in die Ferne zu blicken. Oft hält er einen Wanderstab, meist aber weist die rechte Hand nach oben, die linke nach unten. Zu seinen Füßen liegen stets kleine Hügel von Kieselsteinen. Jedes Kind, jeder Erwachsene, der vorübergeht, legt sein Steinchen dazu. So bilden die Kiesel einen natürlichen Sockel, auf dem die schmale Figur des kindlichen Gottes zu schweben scheint.

Was sollen diese Berge von Kieselsteinen bedeuten? Eine Opfergabe? Oder welche andere symbolische Handlung?

Auch nach dem japanisch-buddhistischen Glauben hat jeder Verstorbenen im Jenseits eine Art Fegfeuer durchzumachen, ehe er entweder in die Hölle verwiesen wird oder in das Nirvana eintritt. Die schuldlosen Kinder haben allerdings keine Hölle, aber das Fegfeuer bleibt auch ihnen nicht erspart. „Sai-no-lawara“ heißt der Bereich, in dem sie ihre Prüfungszeit durchmachen.

Es geht ihnen nicht besonders gut in der Sai-no-lawara. Sie werden reichlich geplagt. Raftlos müssen die kleinen Seelen Kieselsteine sammeln und aus diesen kleine Türme errichten. Raum aber glauben sie fertig zu sein, dann kommen die Onis, die Dämonen, und zerstören das mühselige Werk. Treiben es aber die Onis zu arg, dann schlachten die Kinderseelen weinend zu Nijo-sama, ihrem Freunde, und dieser verbirgt sie in den Falten seines Gewandes, tröstet sie und jagt die Dämonen davon.

Das geht in der Sai-no-lawara vor sich. Warum aber schichten nun auch die Lebenden solche Steinbügel zu Füßen des Gottes?

Run, die Kinder vollbringen dieses Steinchen sammeln freiwillig, um ihren Beschützer zu ehren und für den Fall eines vorzeitigen Todes sich schon im voraus ein gutes Ansehen bei Nijo-sama zu sichern. Die Erwachsenen aber tun es aus einem tieferen Grunde. Mitleid mit den ruhelosen Kinderseelen in der Sai-no-lawara bewegt sie. Helfen wollen sie ihnen bei dem mühsamen Bau ihrer Steinbügelchen, denn jeder Kiesel, der vor dem Standbilde des Gottes niedergelegt wird, hilft einem der verstorbenen Kleinen die lange Prüfungszeit abkürzen.

Kann es etwas Bäreres geben als diese stille Hilfsbereitschaft? Denn es sammeln und schichten und beten nicht nur die Eltern, die selbst ein totes Kind zu beklagen haben, sondern jeder beteiligt sich daran. Das ist derselbe Zug des Herzens, der den Kuli veranlaßt, sich ohne Bedenken vor die Räder eines Autos zu stürzen, um ein fremdes Kind vor dem Überfahrenwerden zu retten. Derselbe Zug, der im Salomegebirge einmal drei Männer ihr Leben opfern ließ, um ein Kind zu retten, das in der

reisenden Bergstrom gefallen war. Die drei Männer ertranken, aber das Kind wurde den Fluten entzissen.

Der gleiche Zug aber offenbart sich auch in jenem seltsamen Erlebnis, das Lafradio Hearn berichtet: Daß ein gefangener Mörder heulend und jammernd vor dem unschuldigen Antlitz des Kindes zusammenstürzte, dessen Vater er getötet hatte. Die hilflose Majestät des Kindes bezwingt die härtesten Herzen. Mißhandlungen von Kindern sind in Japan fast unbekannt ...

Oben im Hakonegebirge sah ich ein nächtliches Fest zu Ehren des weißen Nijo-sama. Sayito Tatish, mein japanischer Freund, hatte herausbekommen, daß abends im Mondschein vor dem Bilde Nijos getanzt werden sollte, und die kleinen, derben Kessans unseres Gasthauses waren entzückt, daß wir mit ihnen hinausgehen wollten.

Das ganze Dorf war auf den Beinen und alles hatte sich in Festkleidung geworfen. Die hölzernen Sandalen klapperten auf dem steinigen Wege. Die Männer trugen vielfach europäische Hüte und Mägen und rauchten Zigaretten.

Der Festplatz befand sich vor dem Dorfe. Auf einer Wiese stand das helle Steinbild Nijo-samas in seiner bekannten bescheidenen Haltung. Ringsum Bergwald und blasser Mondschein. In einiger Entfernung rauschte der Fluß talwärts über Steintrümmern hinweg.

Das Geschwätz und Gelächern hörten auf. Im weiten Kreis standen die Männer. Vor dem Nijo-Bilde sammelten sich die Frauen und Kinder in zwei Gruppen. Weder Musik noch Priester waren zugegen.

Und ohne Einleitung, ohne daß die Tänzerinnen sich erst umständlich geordnet, begann der Tanz zu der Melodie eines monotonen Liedes, das die Frauen und Kinder sangen, und dessen Text Sayito für mich übersepte:

„Den Reisblüten ähnlich und festlich gelleidet
Haben wir uns zum Tanze versammelt.“

Der Tanz war ein Reigen, ein Schreiten und Gleiten, von spärlichen Gesten begleitet, graziös und feierlich, würdevoll und geschmeidig. Die Tänzerinnen umkreisten unetnisch das Steinbild Nijos, der geheimnisvoll zu lächeln schien. Ebenso geheimnisvoll erschien mir auch das Lächeln der tanzenden Frauen und Kinder. Es wurde mit der Zeit wohl etwas gleichförmig, da sich die Figuren des Tanzes und die Worte des Liedes immer wiederholten. Aber — war es der Mondschein oder die singende Vereinigkeit ringsum, waren es die fremdbartigen Menschen oder der freundliche Gott der Kinder, den jeder lieben muß, — der Zauber dieser Stunde verlor nicht seine Kraft.

Zuletzt tanzten die kleinen Mädchen und Knaben in ihren billigen, geblümten Kimonos ganz allein. Die erwachsenen Frauen und Mädchen hatten ihnen den Platz überlassen. Und die Kinder sangen mit ihren Stimmchen, die fast übertönt wurden vom Rauschen des Flusses und dem Säusen des Bergwaldes.

Die Erwachsenen saßen schweigend und lächelnd dem Tanze der Kinder zu. Und auch das weiße Antlitz Nijo-samas lächelt doppelt freundlich auf seine kleinen Schützlinge hernieder ... Was sieht man nicht alles im Mondschein!

Vom Zauber der Seemanns- sprache.

Von Kapitän Ernst Römer-Niel.

Alljährlich zur Sommerzeit setzt die große Völlerwanderung nach unseren Seelüften ein. Der Zug dorthin hat sicher nicht allein seine Ursache in dem Bedürfnis nach körperlicher und geistiger Erholung. Zweifellos waltet hier im Unbewußten ein kosmischer Einfluß vor. Die Tatsache, daß Siebzig vom Hundert der Erdoberfläche von Meeren bedeckt sind, ist nicht nur geographisch zu begreifen. Das Meer strömt eine geistige Macht aus, die über die natürlichen Schranken der Festländer hinweglangt und in die Ferne wirkt.

Es ist daher nicht verwunderlich, wie rasch sich zuweilen der an die See Gereifte zu akklimatisieren vermag. Auch in geistigem Sinne. Das Gesetz des Ausgleiches macht ihn frisch und aufnahmefähig für Fremdes, das täglich auf ihn eindringt. Er möchte gleichsam im Spiel hingleiten.

So ist es unter anderen die Seemannssprache, der er auf den Dampferfahrten, auf einer Segelpartie, im Gespräch mit den Küstenbewohnern begegnet.

Wenn es richtig ist, daß alle Sprachen ursprünglich Bildersprache war, so muß unsere deutsche Seemannssprache den besten Beleg dafür bieten. Das hat sie der Eigenart der niederdeutschen Sprache zu danken. „Der Plattdeutsche“, sagt Klaus Groth, „hat noch vollständig das Bedürfnis, mit seinem Worte zu schauen, zu schmecken, zu vernehmen.“ Wo man zur Verhochdeutschung der Seemannsausdrücke übergegangen ist, da haben diese an Bildkraft und Klangfarbe erheblich eingebüßt.

Wenn wir uns ins Boot setzen, um ein Stüd hinauszufohren, so nehmen wir nicht die Ruder zur Hand, sondern die Remen.

Der Ursprung wird im lateinischen „remus“ vermutet. Mögen jedoch auch Ruder und Remen in einer Wiege gelegen und höchst wahrscheinlich entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge haben — das Ruder ist etwas anderes. Nämlich das Ding, mit dem gesteuert wird, also das „Steuer“. Ob auf einem großen Schiff, wo sich die Drehung des kleinen Ruderrades (beileibe nicht Steuer-rad!) mechanisch auf das Ruderblatt hinten überträgt, oder auf unserem Boot, wo wir dieses Ruderblatt mit der „Pinne“ bewegen, immer wird es das Ruder bleiben. Aber das seemannische Wort Ruder hängt — wie gesagt — mit dem laienhaft verstandenen Ruder (für Remen) insofern zusammen, als vor der Erfindung des heutigen Ruderblattes mit einem (Steuer-)Remen gesteuert wurde, der im Gotischen „rodra“ hieß.

Das bringt uns auf das berühmte Backbord und Steuerbord. Jener Seefahrer der Frühzeit hatte seinen „rodra“ im Hinterteil des zu steuernden Fahrzeuges über die rechte Seite des Dollbords, des Bootsrandes, gesteckt, daher Steuerbord. Durch so bedingte Körperhaltung mußte man der linken Seite des Bootes den gekrümmten Rücken (niederdeutsch „bad“) zukehren: also Bad-Bord. Das ist, von hinten nach vorn gesehen, die linke Seite des Schiffes, Steuerbord die rechte. Diese beiden Ausdrücke werden nie als Dingwort an sich, sondern stets als örtliche Begriffe und ohne Artikel angewendet. Also: an Backbord, an Steuerbord. Oder in Verbindung Steuerbordseite, Backbordanker, Backbordfallreep. Oder bei einem Rudertommando. Man ruft dem Rudergänger zu: Backbord! Mehr Backbord! Das heißt: Drehe dein Ruder(-rad) nach links.

Der Rudergänger oder Rudersmann — wer ist das? Derjenige, den man irtümlich als Steuermann zu bezeichnen pflegt. Der Steuermann indessen ist der nautische Schiffs-offizier, der mit Hilfe seiner wissenschaftlichen Kenntnisse die Kurse errechnet, die das Schiff steuern muß. Um das Nötigste zu nennen. Das Schiff selbst wird von einem Matrosen gesteuert, der für die Dauer seines Postens der Rudersmann genannt wird. Ursprünglich freilich traf jene Ansicht zu: Die Edda singt vom „stora“, dem Lenker, der das (Steuer-)Ruder führte. Angelsächsisch „steorman“, althochdeutsch „stürman“. Darüber gelangen wir zum plattdeutschen „Stüermann.“

Wenn wir an Bord gelangen wollen, müssen wir uns des Fallreeps bedienen. Das ist zunächst einmal eine Strickleiter mit breiten hölzernen Stufen darin. Man ließ früher ein „Reep“ (Tau) die Bordwand herunterfallen, in die schmale Trittschufen eingelassen waren, und hielt sich am Reep beim Hochsteigen fest. Später wurde es dann eine regelrechte (Fallreeps-)Treppe.

Das Fallreep ist oben an der Reeling befestigt, der berühmten und verachteten, über die man sich lehnt; teils um das blaue Meer zu betrachten, teils um Reptum zu opfern. Stellen wir uns jenes leichte „Schiffsgeländer“ darunter vor, auf dem Promenadendek etwa, so mag es bei der Reeling bleiben. Ist's jedoch die mannsbohe, von der Bordwand über das Deck hinausgezogene Brustwehr, so müssen wir sie Verhängerung oder Schanzkleid nennen. Das Wort Reeling — eigentlich Regeling — stammt nicht aus dem Englischen, twengleich sein „rail, railing“ das vermuten ließe.

An Deck des kleinen Küstendampfers empfängt uns der Kapitän und führt uns in die Kajüte. Früher „Kojute, kojute“, bedeutet sie offenbar: Hütte mit Kojen. Hier erfahren wir, daß sein Schiff auf der letzten Reise Havarie hatte und seine Ladung löschen mußte. Havarie stammt vermutlich aus der arabischen Handelsprache, wo „avar“ so viel wie gebrochen oder beschädigt bedeutete, auf Waren bezogen. Doch woher stammt der merkwürdige Ausdruck: die Ladung „löschen“? Er führt auf das alte „los“ im Sinne von ledig zurück („Ich bin los und ledig“, prahlt der Junggeselle). Das plattdeutsche „leddig“ ist jedoch: leer — das Schiff leer machen. Man findet für „löschen“ geradezu das niederdeutsche oder dänische „losse(n)“. Das geht auf das hochdeutsche „lösen“ hin. Demnach: die Ladung vom Schiffe lösen.

Während einer Segelpartie bei frischer Brise machen sich dem Sommerfrischler zwei wichtige seemannische Begriffe bemerkbar — Luv und Lee. Von Luv kommt der Wind her, nach Lee weht er hin. Wenn der seefeste Jüngling zu Beginn der Fahrt gelassen seine Zigarette anzündet und die Asche zu luvart über Bord schnippt, so fliegt sie den anderen Mitgläsern ins Gesicht. Spielt dann nach einer kleinen halben Stunde des Jünglings Nase ins Grüngebläue und hebt in seinem Magen ein wehes Rühren an, so wird er das nun folgende in Lee erledigen müssen, sonst kann es sich für seine Mitgläser zur Katastrophe auswachen. — Luv schreibt sich vom niederländischen „loven, lofen“ her. Es bedeutete ursprünglich das „Zurückgelassene“, nämlich den Raum, den die älteren Schiffe da zurückließen, von wo sie — und zugleich der Wind — gekommen waren. Heute ist es wie gesagt die Windseite überhaupt, kann also Backbord oder Steuerbord sein. Mit ihm hängt unser bekanntes, von Seelenten nicht mehr gebrauchtes Lavieren zusammen, das über „loeven“ durch das verwelste „loeveren“ (luviere!) gegangen ist. Also: beim Aufstreuen Luv gewinnen. Lee ist ein niederdeutsches Wort, das englische „lee“. Man neigt dazu, es auf das germanische „hlēwa“ (Schutz) zurückzuführen, und das um so

cher, als See in der Tat die gegen Wind und überkommende Seen geschüttelte Seite ist.

Und schließlich: Wer hätte vom Seemann noch nicht das schöne Wort „Klar“ gehört! Er macht sein Schiff leklar, sich selber landklar (wenn er auf Landurlaub gehen will); klappert etwas nicht, dann ist es unklar und muß erst klariert werden.

Sind also die Koffer gepackt, die Fenster verhängt, ist der Gashahn abgestellt, der Kanarienvogel bei den Nachbarn und die Brieftasche gefüllt — dann kann die Reise losgehen — dann ist alles klar!

Das fürchterliche.

Von Wilhelmine Baltinester.

Es sticht. Was sticht? Alles! Die große Sonne, die Luft, das Licht, die grellen Reflexe, die vom glatten Meerespiegel kommen. Auch Olgis Junge sticht!

„Es ist heiß, Bedo! Wir hätten nicht gerade in diese sonnenverbrannte Gegend reisen müssen! Nach Skandinavien hätten wir fahren sollen! Du weißt doch, daß ich, wie die meisten Hellhäutigen und Blauäugigen, die Sonne nicht vertrage! Aber du hast immer so eigentümlich eigenmächtige Reisetriebe!“

„Also gut, Olgi, du sollst mich kennenlernen: Wir fahren noch heute nach Skandinavien.“

„Was? Bei dieser Hitze soll ich einpacken? Bei dieser Hitze soll ich in die Eisenbahn?“

„Einpacken soll das Hotelmädchen, und wir können auch mit einem Auto fahren.“

„Ist's denn in einem Auto weniger heiß? Unsinn!“

„Na schön. Bleiben wir halt hier.“

„Und dieses elende Hotelzimmer, in das den ganzen Tag die Sonne hineinscheint!“

„Du weißt: es ist augenblicklich kein anderes frei!“

„Ich sage es ja: Dir ist es ganz gleichgültig, ob ich unter der Hitze leide oder nicht!“

„Geh mir nicht auf die Nerven, Olgi!“

„Du, das ist — das ist — das —“

„Schrei nicht so!“

„Ich schrei, wie ich will!“

„Du schreist mehr, als du willst! Es klingt gräßlich! Könntest du dich richtig hören, du wärest gleich still!“

„Laß mich in Ruhe!“

„Wenn ich das Versprechen bekomme, daß du mich dann ebenfalls in Ruhe läßt! Dann haben wir heute einen friedlichen Tag.“

„Das lenne ich schon: einen friedlichen Tag nennst du: Schweigen. Von früh bis spät Schweigen! Zeitung lesen und Schweigen — rauchen und Schweigen — spazieren gehen und Schweigen — essen und Schweigen!“

„Ja, natürlich.“

„Unnatürlich ist das!“

„Den Frauen erscheint Schweigsamkeit immer unnatürlich!“

„Schön. Gut. Schweigen wir also.“

„Schweigen wir.“

„Das ist bei dieser Hitze auch das Beste!“

Fünf Minuten Stille.

Olgi fängt an: „Dir ist ja auch heiß! Ich sehe es doch! Du hast dir eben heimlich den Kragen gelodert!“

„Heimlich? Ziel mir gar nicht ein! Ganz öffentlich tat ich es! Nur keine Art erhitze meine Nerven. Sonnenhitze vertrage ich gut; aber nicht deine Wuthitze!“

„So? Eine Frau, die unter der Hitze leidet, nennst du eine Wüstenbe? Nun ja, ich bin ja an allem schuld! Daran könnte ich mich bei dir schon gewöhnt haben! Daß es vierzig Grad im Schatten hat, interessiert dich ja nicht!“

„Gestatte, daß ich richtig stelle: fünfunddreißig Grad, und auch das kann ich nicht ändern. Ärgere ich mich aber darüber, so wird mir nur noch heißer, darum laß ich das Ärgern sein.“

„Das ist's eben! Deshalb passen wir nicht zusammen: Du bist fischblütig, ich heißblütig!“

„Und doch verträgst du die Sonne nicht.“

„Mit Wigen wirft du mich nicht verbrennen! Wir sind Gegensätze.“

„Man sollte meinen, Gegensätze ziehen sich an!“

„Wenn sie sich nicht abstoßen!“

„Wie meinst du das, Olgi?“

„Na so ...“

„Anspielung auf Trennung?“

„Weiß nicht.“

„Bitte, wie du willst. Wo habe ich meinen Hut? Ah, dort liegt er. Adieu!“

„Etwas plötzlich machst du das!“

„Blödsinn! Ich habe die Liebenswürdigkeit, dich von einem Gegenstand, der dich abstößt, zu befreien! Adieu.“

„Bedo!“ möchte sie rufen. Aber sie ruft nicht.

Fort ist er. Das fürchterliche ist geschehen! Er hat sie verlassen! Schon bei der vorigen Auseinandersetzung hat er gesagt:

„Wenn du mich zu viel ärgerst, werde ich eines Tages auf und davon gehen und nie wiederkommen!“

Verzweiflung. Weintrampf, der ihr aber keine richtige Freude macht, weil niemand zuschaut, gerade diesmal, wo er fast echt ist! — Dann Müdigkeit. Kaltes Gesichtsbad. Puder. Aber wieder Weinen. Also, er ist fort. Den Zug nach Berlin konnte er noch bequem erreichen. Morgen spricht er sicher schon mit seinem Rechtsanwalt. Was soll sie tun? Zu ihm fahren oder zur Mama? Aber Mama wird ihr eine große Szene machen und ihr vorhalten, sie sei unverträglich. Aber sie wird nicht ewig eine geschiedene Frau bleiben müssen — hübsch ist sie ja noch immer. Dieser Peter Hirt zum Beispiel würde sie bestimmt heiraten. Man sollte ihm eine Ansichtskarte schicken oder gar ein Telegramm. Eine verlassene Frau! Schmach! Wozu hat man einen Mann überhaupt gern? Er ist's nicht wert — oder er ist zu gut, um mit Liebe gequält zu werden. War Bedo eigentlich gut? Bedo ... Dieses verdammte Heulen! Jetzt ist es wirklich ganz echt. Kopfweh bekommt man davon. Warum bist du davongelaufen, Bedo? Ich habe dich doch lieb. Dummerweise habe ich dich so lieb, Bedo! Komm zurück, schnell!

Es wird Abend. Olgi stößt die Glastür, die auf den Balkon führt, auf. Gute Dämmerfäule weht herein. Im Stredstuhl da draußen liegt es sich so weich. Tränen ...

Im Zimmer drinnen wird Licht aufgedreht. Das Stubenmädchen, das zur Nacht zurechtmachen will. Mit leiser, leidender Stimme ruft Olgi. Das Mädchen tritt auf den Balkon heraus. Olgis Stimme klistert erschöpft: „Migräne. Lassen Sie mir Pulver holen ...“ Dann liegt sie und wartet. Wenn er sie so sehen könnte: ein Bündel Schönheit hilflos im Stredstuhl, verklärt vom schimmernden Dunst des Abends.

Im Zimmer drinnen Schritte. Bedo steht da.

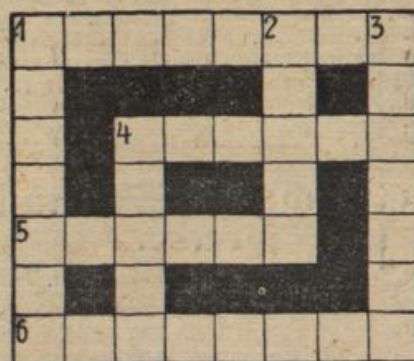
Olgi, die es vom Scheitel bis zur Zeh durchzuckt, behält trampfhaft ihre Leidensstellung bei. Warum ist er von seiner Flucht zurückgekommen? Weil er doch nicht ohne Gepäck fahren wollte? Oder weil er vielleicht sein Geld vergaß? Oder — weil er sie doch liebt?

Er steht in der Türöffnung des Balkons, als wäre er nie fortgegangen, als hätte es keine auf Bruch hindeutende Worte zwischen ihnen gegeben. An den Türpfosten gelehnt, schaut er mit ruhiger Behaglichkeit in den dunkelnden Meeresabend hinaus.

Olgi starrt ihn wie eine Vision an und fragt mit zitternder Stimme: „Wo bist du gewesen? Warst du schon weit?“

„Im Strandbad da unten vor dem Hotel“, sagt Bedo.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Göttin der Gerechtigkeit. 4. Schiffshalter. 5. Bezirksstadt im ehemaligen Deutsch-Ostafrika. 6. Photobildverbesserung. — Senkrecht: 1. Himmelsgott der Römer. 2. Oper von Puccini. 3. Blume des Frühlings. 4. Stadt in Marokko.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 147: Waagerecht: 1. Fraentel. 3. Historie. 6. Des. 7. Operette. 9. Rundfunk. — Senkrecht: 1. Jesh. 2. See. 4. Teer. 5. Dese. 6. De. 7. Ohr. 8. Elf.

Anmerkungen.

Es sind immer die der Lächerlichkeit am nächsten, die es nicht fertig bringen, über sich selbst zu lachen.

Wenn wir herzlich lachen, sind wir mit uns selbst einverstanden. Wie schade, daß wir so selten lachen!